

Ein Aelplerweib

Autor(en): **Wehrlin, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Aelplerweib.

Skizze aus den Bergen
von Robert Wehrlin, Winterthur.

Mitten im Flecken, im weltberühmten Kurort steht ein altbekanntes Gasthaus mit hellen, lustigen Sälen, mit heimeligem Restaurant für die „Herren“. Die Leute aus den „Thälern“ aber und die Bergleute kehren an in der „Gaststube“. Braun ist dort vom Rauch die Decke; den Wänden nach, da, wo der Kopf der auf der Wandbank Sitzenden sie berührt, zieht sich ein dunkler Streif, über dem in verblakten Rahmen ein paar Bilder prunken: die Photographie einer Gruppe Veteranen, die anno 1798 gegen die Franzosen kämpften und sich im Jahr 1873 Stellbchein gegeben; ein Erinnerungsblatt an die Verfassung von 1873, eine Helvetia in grellen Farben, umringt von den Insignien eines Rechts und einer Armee; zwei schlechte Bilder von General Dufour und General Herzog und ein etwas besseres vom Berner Staatsmann Stämpfli. Tabakrauch zieht in Streifen durch die Luft, die geschwängert ist von Alkoholduft, der Ausdünstung nasser Schuhe und der Kleider von Leuten, deren täglicher Umgang das liebe Vieh ist. Es geht verhältnismäßig laut zu in der Stube; denn ein ordentlicher Sommer ist zu Ende. Das Vieh auf den Alpen gedieh; die Käse wurden schwer wie selten; der Verdienst reichte nicht nur aus, den fälligen Zins zu zahlen, er reichte auch aus zu dem und jenem neuen Stück Hausrat. Da wird denn selbst der gefezte Bergbauer einmal fröhlich. Etwas im Hintergrund sitzt ernst und still eine Frau in grober, gewöhnlicher Bauernkleidung ohne die zierlichen Ketten, durch die diese sonst prahlt, mit grobem starkem Körperbau. Hager und gebräunt ist ihr Gesicht; trozig schiebt sich der Unterkiefer vor, aber nachdenklich und mild fast blickt das Auge auf die übrige fröhliche Gesellschaft. Eine Flasche Wein steht vor ihr, und langsam, fast als wäre es eine Arbeit, trinkt sie Schlücklein um Schlücklein; vielleicht thut sie das, um ja den seltenen Genuß ganz auszukosten. Langsam auch verzehrt sie eine Wurst, die vor ihr liegt und von der sie kleine, kleine Scheibchen abschneidet und in den Mund schiebt, dabei sorgfältig alle Brodkrumen mit dem Weichen ihres Stückes der köstlichen Gottesgabe aufstunkend. Etwas hinter ihr steht ein „Käf“, schwer bepackt mit allerlei in Tücher und Papier gehüllten Sachen.

Jetzt öffnet sich die Thür, und Hand in Hand kommen zwei junge Leute herein. Es ist ein junges Ehepaar, arme Bergleute auch, wie fast alle in der Stube, ein Ehepaar, das von morgen ab hausen wird in einem kleinen abgelegenen Dörflein hinten im nächsten Thal, im eigenen Heim freilich, aber geplagt im Erwerben des Brodes und im Beschaffen fälliger Zinse. Heute noch wollen sie schmausen und lustig sein. Und wie sie eintreten, strahlt Fröhlichkeit und Lust auf ihren Zügen. Es werden ihnen Gläser zugestreckt, damit sie Bescheid thun; man drückt ihnen die Hände, und noch heller strahlen der nicht hübschen, aber jugendfrischen Braut Züge. Mühselig schiebt sich hinter ihnen ein verkrüppelter Mann herein und hinkt langsam, ein Paket unter dem Arm, zu der



August. Bedienung per Automobil!

einjam sitzenden Frau. Ein stilles Aufleuchten ihrer Augen begrüßt ihn; aber trocken sind die Worte, die diesen Gruß aussprechen.

„Hast wieder etwas erhalten?“

„Ja.“

„Viel?“

„Es wird für den Winter reichen.“

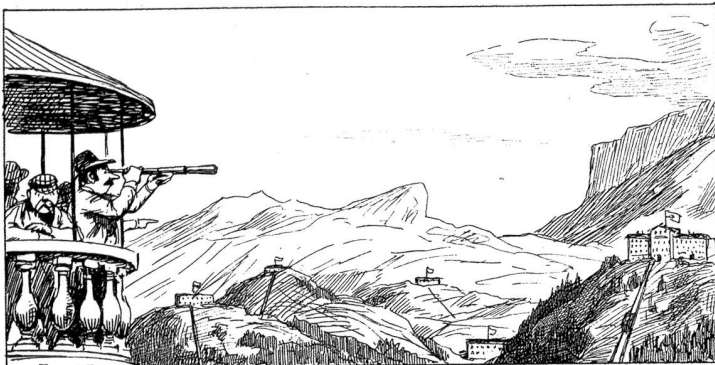
„So isz und trink, damit wir zeitig heimkommen!“

Sie schiebt dem Mann die übrige Hälfte der Wurst zu, schneidet ihm ein großes Stück Brot ab und schenkt ihm das leere zweite Glas voll Wein. Er läßt sich nicht bitten, und wieder ist es die gleich langsame, fast andächtige Art zu essen, mit der er seinen Teil verschlingt.

Immer lustiger geht es her am Nebentisch. Der Bräutigam hat es sich nicht nehmen lassen, die zufällig getroffenen Bekannten zu bewirten, und da ein junger Bursch mit hübscher Stimme unter ihnen ist, fangen sie erst leise an zu jodeln, bis dieser Eine laut und tapfer mit einem Aelplerlied einsetzt und lustig den jauchzenden und doch schwermütig antönenden Refrainjodel herausstingt, während die übrigen in einfachen Akkorden ihn begleiten. Das Lied weckt Erinnerungen in der Frau. Sie hat sich zurückgelehnt an die Wand, an der sie sitzt, und es ist als ob der Kopf, auf dem sich schon die ersten grauen Haare zeigen, leise im Takt des Liedes nickte. Ja, auch ihr sangen sie es einst, als sie mit ihrem Christen in der gleichen Stube saß. Wonnicg zieht in das Herz des einfachen Weibes aus dem Volk die Erinnerung ein an das schöne Ginst. Ginst, da war auch sie noch hübsch und lustig, einst auch ihr Christen ein gesunder, starker und gerader Bursch. Damals, als sie beide von hier weggingen und hinaufstiegen den langen Weg zu ihrer Hütte, als ihr des Christen alte Mutter auf der Schwelle dieses Häuschens entgegentrat, nicht sie umarmend oder küssend — dergleichen ist bei Bauersleuten nicht im Brauch — wohl aber mit einem Händedruck und dem einzigen Wort: „Gott willkommen!“



DIE SCHWEIZ.
13498



September. Splendide Aussicht!

DIE SCHWEIZ.
13499

... was hatten sie damals nicht alles gehofft und gewollt und hoffen dürfen. In drei, vier Jahren wollten sie die kleine Schuld auf ihrem Häuslein abbezahlen, dann jenes kleine Stück Land und auf der Alp noch ein paar Kuhrechte kaufen, dann ihren Viehstand vergrößern und so mit der Zeit recht habliche, wackere Bauersleute werden. ... Gar leicht verirrt sich der Geist dessen, der in das ewig gleichbleibende Getriebe der Alltäglichkeit eingespannt ist, dann in die Irrgänge der Phantastie, wann er für einen Tag, eine Stunde ungewöhnlich untätig ist. So geht es diesem einfachen Menschenkind im Bauernrock. Sie träumt, sie fühlt und hofft, was sie damals gehofft, und einmal im Leben hofft ja auch der Aermste. Sie träumt mit wachenden Augen . . .

"Ich denke wohl, wir müssen gehen," schreckt sie der Mann auf, der bis aufs letzte Restchen aufgeessen, was ihm geblieben war, der sein kurzes Pfeifchen gestopft hat und nun den kleinen Rest in der Flasche sorgfältig unter beide teilt.

"Ja, gehen wir!" ist die kurze Antwort.

Sie packen auf. Das vom Manne mitgebrachte Bündel wird zu oberst auf die Tragbahre geschürt; dann nimmt die Frau das Ganze auf ihre starken Schultern. Ein kurzer Gruß noch gegen die fröhliche Gesellschaft, und sie sind draußen auf der Straße. Es geht der Heimat zu. Mit starken, schweren Schritten ihrer groben, genagelten Schuhe, aufrecht die Bürde tragend, schreitet sie einher, langsam wie ein Arbeitspferd, das seine tägliche Last zieht. Er schlürft hinter ihr drein, sich mit seinem Stock aufrecht erhaltend; mit dem Gesicht eines wohlversorgten Kindes, zufrieden sein Pfeifchen schmauchend, blickt er von Zeit zu Zeit auf die Vorausschreitende. Kein Wort sprechen sie zu einander, während sie durch die breiten Straßen gehen, wo die großen Hotelpaläste stehen und wo noch verspätete Kurgäste promenieren. Aber den Augen der Frau sieht man es

an, daß ihr Geist den begonnenen Traum weiter spinnt. Sie durchgeht die ersten Jahre ihrer Ehe. Es waren keine des sorgenlosen Glücks, wie sie ein Roman wohl schildert, sondern Jahre harter Arbeit und herben Mißgeschicks, damals als ihnen eine "Lau" die besten Matten mit Geröll überführte und als die Seuche ihnen den kleinen Viehstand fast ganz vernichtete. Auch Zwiste brachten jene Jahre in ihr Leben, ehelichen Zank um Kleinigkeiten, die doch in dieser abgelegenen kleinen Welt große Dinge sind und um die es zu harten Worten, ja zu Schlägen kam. Und doch dächten sie jetzt jene Zeiten so schön gegen das, was nachher kam.

Es war an einem schönen Wintertag, als sie wieder einmal schon morgens früh einen Strauß gehabt hatten. Trozig gingen sie auseinander, sie an ihre kleine Arbeit im Hause, er "ins Holz", in die Wälder der Bürgergemeinde, wo ihnen ein Los zugefallen war, oben am steilsten Hang der Sulegg. Sie sah es noch vor sich, als ob es heute geschehen wäre, wie sie in der Stube bemerkte, daß er wohl sein Holzgerät mitgenommen hatte, daß aber die alte Jagdtasche, darinnen sein kärglich Mittagmahl, ein Stück Käse und hartes Brot, gerüstet ruhte, vergessen auf dem Tisch lag. Schadenfroh gönnte sie ihm das Fehlen des Zimbiffes und gedachte, ihn zu necken, wenn er erst zurückkäme. Aber es wurde Nachmittag und wurde Abend, er kam nicht, das Vergessene zu holen. Neger und Angst stritten in ihrem Herzen. Neger, weil sie glaubte, der Mann könnte in das kleine Wirtschaftshaus des Dorfes gegangen sein, dort seinen Zorn zu vertrinken, Angst aber vor einem unbestimmten Etwas. Es litt sie nicht im Hause. Als hätte sie etwas zu erfragen, ging sie abwärts dem Dorf zu und sprach da und dort mit einer Frau, einem Nachbar auch, der aus dem Wald kam. Der hatte ihren Christen wohl an sich vorbei aufwärts steigen sehen, zurückgekehrt aber sei er noch nicht. Ein jäher Schreck durchzuckte sie; der Großmutter empfahl sie die Kleine in der Wiege und den größern Buben. Dann eilte sie im beginnenden Dunkeln bergauf. Laut drang ihr Ruf durch die stille, ruhige Luft; aber nur das Echo von der Felswand gab ihr Antwort. Höher und höher drang sie; es wurde Nacht; zum Glück aber ging der Mond hell und leuchtend auf drüben überm Faulhorn und den Zacken der Sägisshörner, die gleich Schwurffingern steil zum Himmel ragen. Er beleuchtete die Spur im Schnee, der sie folgte; er brachte aber an Stelle der fast heißen Tagesluft in dieser Höhe bittere Kälte und Gefahr des Erfrierens für einen hier oben Weilenden. Und doch mußte ihr Mann noch da sein; denn noch lag ja sein Rock grad vor ihr, er mußte ihn zur Arbeit ausgezogen haben, noch eine der Aerte, die er mitgenommen hatte . . .

"Christen! Christen!" gellte verzweifelt des Weibes Ruf in den zerklüfteten, dünn mit großen Tannen bekleideten Berghang, und aus angstverzerrtem Antlitz stierten ihre Augen nach den im Mondscheinschatten liegenden Partien des Bergwaldes. Dann begann sie mit der Gründlichkeit zu suchen, mit der sie als Kind verlaufene Ziegen gesucht. Wenn ihrem Mann ein Unfall passiert war, mußte es da gewesen sein, wo er "ausgeholt"

hatte, und sie suchte nach frischen Baumstrünken. Richtig, dort draußen über einem kleinen Felsenvorsprung stand ein solcher: zer splittert und zerhackt ragte der unterste Teil des Stammes noch in die Höhe und — es wurde ihr schwarz vor den Augen — daneben lag im Schnee wieder ein Beil und das Pfeischn, der unzertrennlche Begleiter und Tröster und Zeitvertreiber ihres Mannes.

Auf den Bergen kennt man keine Ohnmachten. Man erschrickt wohl; allein man verliert Herz und Kopf nicht. Angstbebend freilich, aber entschlossen hält sich das Weib fest an dem Baumstrunk und biegt sich weit hinaus über den Felsen. Unter ihm, vielleicht zehn Meter tief unten, sieht sie eine kleine Schutthalde, spärlich mit Gestrüpp bewachsen; eine breite Schleifspur ist auf ihr abwärts im Schnee gezogen, und ein Stück weiter liegt der mächtige Baum, der hier oben stand und daneben ein dunkles Etwas. Ihre Augen weiten sich und sehen fast übermenschlich scharf: es ist ein Menschenkörper. Und sonderbar, noch ehe sie klar weiß, ob ein Toter dort liegt, ein Gedanke nur wird mächtig in ihrem schwerfälligen Hirn: Das ist des Himmels Strafe für Euren Zank!... Und sie gleitet und stürzt mehr auf kürzestem Weg hinunter, als daß sie geht, und wirft sich über den liegenden Mann. Gott sei gedankt! Noch atmet er. Aber mit Blut und Schnee verpappt ist das Gesicht, und furchtbar kalt sind die Hände. Sie ruft die zärtlichsten Namen, die ihre an Zärtlichkeiten arme Sprache kennt; aber nichts bringt den Bewußtlosen zur Besinnung. Da hüllt sie das Tuch, das sie um sich hat, um den Liegenden, die Jacke auch und einen ihrer Röcke und nach vieler Mühe gelingt es ihr, das leblose Bündel auf den Rücken zu laden. Langsam, den Körper ihres Mannes tragend, als trüge sie eine Bürde Heu, schreitet das sehnige Weib bergab, während still leuchtend der Mond die Landschaft mit Silber übergießt. Vereiste Lannäste streifen ihre halbnackten Arme, und der Schnee knistert unter ihren Füßen. Furchtbar weit ist der Weg. Thränen und Schweiß tropfen rieseln ihr über die Wangen, und die Kniee drohen einzuknicken. Aber mit dem dumpfen Gefühl, eine Strafe abzubüßen, trägt sie weiter und weiter, bis ihr endlich des Dorfes Jungmannschaft in den Weg kommt, durch die zurückgebliebene Mutter in Alarm gebracht und ausgezogen, das zu versuchen, was sie, das Aelplerweib, allein vollbracht. . . .

Zwölf lange, lange Jahre sind es seit jenem Tag, Jahre voll Kummer, Jahre voll fast unglaublicher Müh- sal für das Weib. Freilich, der Mann starb nicht; aber ein halbes Jahr lang mußte er „doktern“, und als er wieder aufstehen konnte, war er ein Krüppel, unbrauchbar zur Arbeit, wie sie gethan werden mußte; mit Stricken konnte er ein kleines Geld verdienen, wenn es ihr dann und wann gelang, Aufträge zu erhalten. Die Mutter war seit dem Unglücksfall ganz unbrauchbar. „Wir



Oktober. Es hat rentiert.

geschähe am besten, man schlänge mich tot!“ war ihr Wort; denn sie sah ein, wie sie nur eine Last war. Und doch mußten beide, mußten die Kinder zu essen haben. Seit jener Zeit arbeitete das geplagte Weib wie ein Mann und entbehrte, wie ein Weib es nur kann. — „Es war Gottes Strafgericht!“ . . .

Das sind die Gedanken der langsam Hinschreitenden. Und doch blickt ihr Auge nicht verzweifelnd und unzufrieden. Und doch lächelt sie jetzt, wie ihre Hand zufällig in die Tasche der Jacke gleitet und drinnen ein kleines Büchlein fühlt. Es ist für ihren Fritz, den Bierzehnjährigen, und ist ein kleines Schriftein: „Der perfekte Franzose“. Ja, der Fritz, das ist ein Wackerer; der hilft der Mutter jetzt schon, was er kann, und doch, sie weiß, er möchte fort aus ihrem Hütchen, hinaus in die Welt und ein vornehmer Mann werden, ein Hotel- direktor oder ein Kaufherr, und er hätte das Zeug dazu; denn er ist auch ein gescheiter Bursch, der Beste gewesen immer in der Schule und hat solche Freude an den Büchern . . . Darum hat sie das kleine Buch gekauft, ein Schatz in ihren Augen, ein durch schwere, unbehülliche Gedankenarbeit gefundener Ausdruck dunkel aber heiß sinnender Mutterliebe. Er soll das einmal können und wissen, was ihr verschlossen blieb; er soll es besser haben als die Mutter, und wenn sie noch so viel entbehren muß . . .

Der Weg wird steiler und steiler; kaum kann ihn der Krüppel mehr gehen. Kräftig schiebt sich der beladenen Frau Arm unter den seinen, und weiter geht es, schwer und langsam, Schritt um Schritt, Schritt um Schritt. — „Er soll es besser haben . . .!“



DIE SCHWEIZ. 13500

